

Essay: Der einfache Ansatz

AnSatz

Den AnSatz zu meinem Ansatz fand ich bei dem Dichter Rainer Malkowski: „Das Einfache ist der unverstellte Zugang zum Komplexen.“ Eine so einfache wie einleuchtende Behauptung, einleuchtend, wie ein Gedicht auch sein kann, und so brauchbar, wie Gedichte sein können. Der Satz lief mir rein. So wie Gedichte einem reinlaufen können. Oder man in Gedichte reinlaufen kann?

Ich fand bei Malkowskis näherer Untersuchung dann Sätze wie: Einmal am Tag / wirklich sehen. / Im Ungefähren / ist das schon viel. Im Notizbuch des Schülers Malkowski fand sich: „Nichts ist selbstverständlich; wir haben uns nur an manches gewöhnt.“

Er vermutete: „Wahrnehmung als Ereignis – das ist es, was im Bewußtsein des Autors vorausgegangen sein muß, damit das Gedicht entstehen kann. Und es bezeichnet zugleich, was das Gedicht dem Leser im Spracherlebnis zu bieten hat. Wahrnehmung als Ereignis. Unsere Lieblingsgedichte sind wahrscheinlich jene, bei denen wir am deutlichsten fühlen, daß sie uns sehend machen.“

Deutlich fühlen, sehend machen! Wie soll das gehen. Sind Gedichte Träger eines Stoffes, zur Verstärkung unserer Sinne? Werden Wirkstoffe bei Öffnung des Gedichtes frei und fördern die “Sehkraft”, fühlbar?

Hatte er sich vorgestellt: die Türen seiner Gedichte, halb offen oder nur angelehnt, bereit für Besucher, die einen intensiven Moment erleben wollen. Den der Dichter schon gehabt hatte, mit seiner Sehkraft von Alltäglichem, einem Gegenstand, einer Bewegung, einem kleinen Geschehen, dessen poetisches Potential er erfaßt hatte, dank seinem dichterischen Blick oder sagen wir Blickwinkel.

Der einfache Ansatz

Bezogen auf diesen Satz Malkowskis: Ja, eine verführerische Tür, eine Einladung – dahinter kann der Boden fehlen, eine Falltür, ein Abgrund sein oder diverse Ebenen, Level des lyrischen Spiels. In dem geöffneten Raum des Gedichts kann ein Moment intensiver Wahrnehmung erlebt werden – unseres Lebens, unserer Welt mit all ihren komplexen Strukturen, allem Schönen und Schrecklichen, Absurden, Tragischen, Traurigen. Und: “Die poetische Genauigkeit von Gedichten, ihre Fähigkeit der Wahrnehmung, macht die Ungenauigkeit, mit und in der wir leben, bewusst.“ Gute Vorlage, Malkowski!

Das Gedicht also ein poetisch genauer Scheinwerfer? Der zu einer „gesteigerten Sichtbarkeit“ der Dinge führt, ein auch wieder brauchbarer Begriff von Rudolf Sager, eigentlich zu Realismus in der Kunst, bezogen auf Montagen, Spiegelungen, Überblendungen verschiedener fotografischer Ausschnitte, aber schichtet, spiegelt das Gedicht nicht auch?

Also eigentlich Unsagbares, Unbeschreibbares kann gefasst und gezeigt werden? Scheinbar Unwirkliches, Verrücktes wird sichtbar? – in der Breite der sogenannten “Normalwelt”. Im poetischen Scheinwerfer des Gedichts, mit seiner Zeigekraft, auch von der Seite her, verschoben, schräg, leuchtet das Objekt der Wahrnehmung auf – Bekanntes, “Allzutägliches“, wird sichtlich animiert – es bewegt sich? Wird sinnlich aufnehmbar.

Das GEDICHT / ist poetisch / linientreu, finde / ich, wenn es leicht / schief geraten / daneben ist?

Und also mal wieder im Sinne Ernst Blochs: „Das Dunkel des gelebten Augenblicks“ erhellt sich, „das unmittelbare Jetzt“ mit diesem Scheinwerfer, was gelebt, verlebt, aber nicht er-lebt, nicht wirklich wahrgenommen wurde. Weil eben das meiste unbewusst abläuft und oder uns wegläuft.

Geschieht das in einer Lesung, öffnet sich ein Gedicht so, mit der eigensinnlichen Kraft der dichterischen Stimme, Ton und Timbre, Ausdruck, wird das präsentierte Objekt zu einer: lebendigen Sache = das Ding lebt?

Wenn das gelingt, ein poetischer Raum sich öffnet, für den einzelnen Aufnehmer – sagen wir so, statt Zuhörer oder Zuschauer – sieht DichterIn vor sich: erfreute Leute. Manchmal richtig leuchtende Gesichter. Kann man so ein Schlüsselträger sein, Geheimnisverwalter: Zugänge kennen und machen?

Und solche intensiven Momente der Wahrnehmung geben, verstärken eine Ahnung, berühren, aktivieren, reanimieren ein tieferes Wissen vom wirklich Wertvollen – gefühlt richtig!

Das GEDICHT hält / was es verspricht.

Wörtlich, das Gedicht hält in seinem Körper etwas, zu dem wir einen eigenen Zugang bekommen können, das wir brauchen können. Hält es in sich „etwas Gutes“ für uns, fest? Trotz allen schlechten Nachrichten, Katastrophen bis Kriegen. Eine hoffnungsvolle Botschaft – haltbar, festhaltbar? und auch in uns. Hilft das Gedicht zum Be-Wahren von Hoffnung, dem Glauben an das Gute? Dann wäre ein Gedicht so was wie die „kleine Form“ und ein aufnehmender menschlicher Körper, Empfänger, ein Halter: die größere Form. Zeige auf das Kleine und siehe das Große – eine „normale“ poetische Arbeitsweise. Und im Hören, Lesen findet die Übertragung statt?

GEDICHTE wollen nicht / was sagen, geben keine / Antworten auf Fragen, sie / übertragen einfach, was / sie haben – im Kontakt.

Ist ein Gedicht dann an sich schon so was wie ein kleiner, potenter Performer? – sicher mehr Körper, Artist als Text. Plastische Poesie? die uns Follower mit performt. Objekt, Subjekt, Machwerk, Macher. Und Dichter, Dichterin verzichtbar, nach getaner Arbeit?

Das GEDICHT /spricht für sich.

oder

Das GEDICHT / verkörpert / sinnbildlich und / praktisch: sich.

Sehen und Sicht

Der poetische Scheinwerfer wirft ein liebevolles Licht, er ermöglicht eine schön unvernünftige Sicht auf die Leute, die Sachen, die Welt. Aber: Der poetische Scheinwerfer kann auch erhellen, deutlich bis schonungslos etwas vor unsere Augen stellen. Hartes Licht.

Geh und seh! Es ist da, unter der „Normalwelt“, neben der Normalwelt, offen ausgestellt. Es liegt ja alles vor unseren Augen, übersehbar, erkennbar oder auch eben verpenntbar. Die Sicht aber ist eingeschränkt durch den weiten Blick, globale Fernsicht, die übliche Übersicht – kurzsichtig eingeschränkt auf das Gewöhnliche bzw. Gewohnte, Erwartbare, Kalkulierbare, Bezahlbare. Ein unbewußter Selbstschutz kommt noch dazu? – vor dem abenteuerlustigen Blick und seinen eventuellen Folgen für „normales Verhalten“. Und Zweck und Eigennutz? Brauche ich das überhaupt? das Unberechenbare, Unabschätzbare? – ein Sicherheitsbedürfnis ist sicher auch dabei. Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß. Ist Poesie etwa so gefährlich wie Liebe?

Aber hatten wir nicht schon mal so eine poetische Sicht, Sichtweise, ja angeboren. Der kindliche Blick? Kinder sehen, wenn sie einschlafen sollen, im Tapetenmuster die lauenden Ungeheuer, machen einen Schritt über die kleine Tiere in der Maserung vom Holzboden. Sie schauen frisch und freundlich an, was wir für nicht wahr, wirklich oder für „immer schon da“ halten und weil zu gewohnt, nicht mehr sehen.

Der naive Blick, der in seiner Unschuld noch offen aufnehmend ist, ohne sofort einsetzende Registrierungen, Klassifizierungen, Beurteilungen,

Kostenfragen. Der Blick des Kindes, eines Fremden oder des Außerirdischen, der uns, unsere so gewohnte Umgebung und selbstverständlichen Regeln, Riten das erste Mal sieht. Also der Blick von klein und nah oder mit großem Abstand, mit Fremdheit.

Ansichtssache

Die Mülleimerbande! ruft das Kind, als an der Straße die Mülleimer stehn – ja, griffbereit haben sie sich schwer brav hintereinander angestellt – üble Typen, Türsteher, schwarz ver mummt e Gestalten, stimmt – oder alte Drecks-kerle, ganz wie man's nimmt.

Eine poetische Kompetenz, die bei Kindern noch ausgeprägt, naturgegeben da ist, später „vernünftigerweise“ sich zurückentwickelt, schwächer wird, bis sie ziemlich absterben kann – das hängt von den Lebens- und Familienverhältnissen, Jobbedingungen, Druckverhältnissen ab, das Sichtfeld schränkt sich ein durch Stress, Sorgen, Business. Funktionierende Teile im kapitalistischen System müssen nicht mehr sehen, als produktiv für die Produktion zu sehen ist?

Der Raum

Bauanleitung // Glasbausteine! / in die Wand, die / Mauer zur Straße / sie halten ihren / Raum, das Licht / sie halten leicht / das ganze Gewicht / sie halten / den Schatten ab / durchsichtig / wie das Gedicht.

Nach dem Zugang ist da der „Raum“ – was dann? Wir haben die Taschenlampe der Poesie, den Scheinwerfer wie eine Grubenlampe auf der Stirn. Wir sehen, im Dunkeln. Wir haben uns anlocken, reinlocken lassen – wie von einem Sonderangebot in ein Kaufhaus – das hier ist aber ein Sonder-Angebot! Wir stehen in einem Raum und sehen, uns um, erstaunt, überrascht.

Wir sehen was, was du sonst nicht (so) siehst oder anders kennst oder erkennst, als schon mal gesehen gehabt, aber verloren wieder, fast vergessen. Und wir fühlen, was – Sehfreude? Erstaunen, Erheiterung, Belustigung, Berührung, Befremdung, eine Bereicherung? – ohne anderen etwas wegzunehmen: Haben ohne zu schaden.

Und etwas ganz für mich haben, wir auch. Weil: „wir“ sehen, aber nicht zusammen. Wir haben das Event exklusiv! Individuell sehe ich, für mich, persönlich, privat, sehe ich, erlebe den Moment, den EinBlick, den das Gedicht generiert, mir gibt. Ich habe das für mich, aus meiner Richtung, Person, Geschichte so gesehen, andere sehen es anders, für sich.

Eigentum // Wie im Wald / wird es auf einmal / ganz still um mich / die Bäume warten / und ich finde was / von mir gefunden / werden will.

Das Gedicht öffnet sich, seinen Raum. Fußballsprache: Räume aufmachen. Es hält auf kleinstem Raum viel: Spielraum. Mit sparsamem Einsatz von Wörtern: Bereicherung. In vermeintlicher Enge, Beschränkung: jede Freiheit.

GEDICHTE // sind einfach mit / allen Schikanen.

Öffnungen

Alte Freunde // Morgen Küche! sage / ich und mache Kaffee. / Sie sagt wenig, aber / lässt mich machen.

Ein kleiner intimer Raum wird geöffnet, die morgendliche Begegnung unter alten vertrauten Freunden – man kennt sich, seit Jahren. Und mit dem Lesen des Gedichts werden andere Küchen aufgemacht, eine Klinke gedrückt und x Küchentüren gehen auf. Das kann ein Gedicht. Aber was kann es nicht?

Es kann auch eine ganze Welt aufmachen, mit uns am Abgrund stehen, den existenziellen Schwindel erzeugen.

Heimkehr der Heldin // Wie sie gestern noch spät / vom Supermarkt kommt, den / Wagen beladen mit Nahrung, / zwischen Feldern die Straße, / von Ampeln gehalten – den / Himmel sieht sie überm Land / gebogen, halb zugezogen, / abendrötlich eingefärbt – da / streift sie der Satz, ein leiser / Schauer: Über den Planeten / fahr ich heim zu mir.

Malkowskis Ansatz für den einfachen Zugang, den Abbau von Schwellen, freundlich bis verführerisch, der Eingang zur Lyrik. Zu allem, was sie zu bieten hat. Auch an überraschenden Bewegungen bis zu erstaunlichen Einsichten, Erkenntnissen. Und aber: Der leichte Zugang wird auch genutzt für Werbung, Propaganda, Agitation bis Demagogie, zu manipulativen und ideologischen Zwecken mißbraucht, zur Radikalisierung von anfälligen Kandidaten, die an eine Religion und Männermärchen mit 72 Jungfrauen glauben wollen.

Die einfache Sprache, auch Machtmittel, Droge und Gehirnwaschmittel.

Flachwasser und Fallstricke

Die alltägliche Sprache scheint ja unverdächtig, auf den 1. Blick, gewohntes Gewebe, heimisches Gebiet. Man läuft rein, vertrauensvoll, wie in ein flaches, warmes Wasser. Seichte Gegend? Leichte Kost? Die dann aber heftig wirkende Belaststoffe haben kann, heimtückische Ingredienzien bis zu perfiden homöopathischen Potenzen, eingeschleust in die Zellen. Fallen, “Untiefen“, Abgründe?

Das GEDICHT / frisst mir / seine Wörter / aus der Hand.

So klein ein Gedicht ist, so durchtrieben kann es auch arbeiten, für sich, mit seinen Mitteln, harmlos hinterrücks sein. Eben Fruchtgarten und Minengebiet.

Autonomiegebiete oder Neurosensprengkräfte // Die Minenfelder halten / sich nicht an Grenzen – / das andere hatte schon / angefangen, wo ich mich /noch sicher glaubte, auf / meinem eigenen Grund.

Auf eigenem Grund! – da steht doch: mein eigener Grund und Boden. Landbesitz. Im Grunde: meins! Aber das Gedicht spricht von: Minengebiet, eben auch meins, im Verhältnis zu dem anderen, von dem da die Rede ist, von Freund, Freundin, Partner? Kann jederzeit etwas hochgehen, das wir gestört, geweckt haben – da ist was eingebaut, im Innenraum. Und das kann so hochgehen, unsteuerbare Sprengkräfte, dass der „Grundbesitzer“ nicht mehr zumutbar ist, sich und anderen, gemeingefährlich oder speziell gefährlich. Psychotisch oder bloss chaotisch, grenzwertig oder schon im „verrückten Ausland“.

Von harmlos tun bis täuschen kann so ein lyrischer Eingang, in Sicherheit wiegen, mit Reim und Rhythmus, von der guten Muttersprache, Alltagssprache bis zur gebräuchlichen Fachsprache, von Bildhaftigkeit bis zu angenehmem Wohlklang.

Bleiben wir noch beim Minengebiet. Klingt ganz selbstverständlich: wo ich mich noch sicher glaubte, auf meinem eigenen Grund. Als wäre der sicher, als wäre der belastbar, fester Boden unter den Füßen, wie der Alltag, als wäre der eine versprochene Sache, langweilig aber zugesichert – als könnte es ruhig so weitergehen. Durch Krankheit, Krebs, Krise kann jede „Normalität“ gesprengt werden – der Führerschein weg, raus aus dem Berufsverkehr, nicht mehr geeignet für die pädagogisch löbliche Aufzucht von Kindern, für eine Beziehung – die Zulassung entzogen, weil die Trag-Fläche, die Person nicht mehr tragbar, belastungsfähig ist.

Einfache Verdrehung, gemeine: als wäre der Boden vermint. Aber der eigene Körper trägt die Sprengsätze in sich, die Rucksäcke der kindlichen Geschichte dazu, frühe Verletzungen, Narbenstränge oder noch immer eiternde Wunden, unter dickem Pflaster – blickdichte Verbände.

Der eigene „gute Boden“, bürgerlich geordnete Verhältnisse, kann einem also jederzeit um die Ohren fliegen, „wo ich mich noch sicher glaubte“. Dieses „normal-sprachliche“ Reden funktioniert beruhigend wie Pfeifen im Walde: Hier bin ich, laut, stark rede ich – kann mir kein Räuber und Mörder nicht! Doch, eben: ich.

Und so sprechen wir mit der Umgangssprache auch unsere Ängste weg, bewegen uns auf gemeinschaftlichen, kommunal gebahnten Wegen – zu zweien ist man weniger allein – noch mehr in der Gruppe, im Verein – und zwar gemäßigt, der angesagten Regel nach: Laufen, Gehen, Stehen, das gesellschaftlich Sanktionierte, Erlaubte. Als gäbe es nicht auch Springen, Schreien, Überschlagen, die Tiere im Walde mit sich tierisch verjagen.

Eine harmlose Zeile, beruhigende Feststellung – wir hören uns reden – wie man so sagt – das sagt man doch so – das hört man so oft. So lullen wir uns mit der Sprache, unserer arteigenen Sprache auch ein, Redeweisen, Spruchweisheiten, Sermonen der Alltäglichkeit.

Die Zugehfrau // Ganz normal, / sagt sie immer, wenn ich / frage: ob und wann sie / wieder kommt? / Ganz normal! / Was ich von mir nicht so / sicher behaupten kann.

Machwerke

Eigener Betrieb // Das Gedicht macht / was es sagt / das Gedicht macht / was es kann / weil es in einem / Werk & Meister ist.

Das Gedicht macht, was es sagt. Das Gedicht macht, was es will? – Sind Gedichte Autonome? Freie Radikale?

Das GEDICHT // nimmt sich was raus /und gibt es / interessanterweise / wieder.

Und Dichter, Dichterinnen quasi die Agentur, Vermittlung, das Transportunternehmen. Und wie viele Versuche, umkreisende, um das dichterische „Objekt der Begierde“. Vogel, Gefährt, Flugkörper? Gedicht kommt an und wir fangen oder fangen es ab!? „Hol- und Bring-Service“ neulich erst auf einem Lieferwagen abzulesen.

Einige Eingänge

Das Wörtlichnehmen

Die Wörter wörtlichnehmen, sie in ihrer alten Kraft wieder hervorholen, einfach hinsetzen und ihnen vertrauen. Und auch wieder ein Mittel zum dichterischen Zweck: hinter bzw. vor die Verbrauchtheit von Wörtern zurückgehen. Als gäbe es das wahre, unverfälschte Wort noch, unter der Abnutzung oder vor dem Missbrauch. Das Wörtlichnehmen schafft ein kindliches Vertrauen – eine frühere, die frühe Sprache, echter, guter, reiner? Das scheinbare 1:1 der einfachen Sprache, das Vertraute, Wortgetreue, kann dann kippen ins Komische oder Absurde:

Gute halbe Stunde // Die Couch hat mich / aufgenommen, / das Leder sich für /mich erwärmt, / das Kissen war sehr / freundlich, und ich / hatte sogar noch, / Südseite! voll / die Zimmersonne / im Gesicht.

Noch ein Beispiel: Ich hänge an meiner Handtasche! Welche Frau würde den Satz nicht blind unterschreiben. Meine Lieblingstasche. Das Wörtlich-

nehmen gibt hier in dem Gedicht die Möglichkeit der Sprünge: anhänglich?
Anhängigkeit, Abhängigkeit. Zwangsform, Verfolgung, Stalking?

Meine Handtasche // Ich hänge an meiner Handtasche, / meine Handtasche
hängt an mir, / meine Handtasche hängt mir an / der Hand, meine Hand
hängt an / meiner Handtasche dran. / Meine Handtasche ist die Tasche /
an meiner Seite, wenn ich sie über / der Schulter trage, die Handtasche / ist
die Tasche in meiner Hand, wenn / ich sie in der Hand habe. / Meist hat sie
mich in der Hand, so / ist doch die Lage! / Ich habe meine Handtasche im
Griff, / ich habe meine Handtasche im Blick, / meine Handtasche ist mein
Glück! / Sitzt sie mir im Genick? Verfolgt sie / mich, auf Schritt und Tritt?
...

Das geht noch strophenlang so weiter, bis zu ernsthaften Verdachtsmomen-
ten: Meine Handtasche hat mehr als ich / haben kann! Ich glaub langsam,
meine / Handtasche schafft heimlich an!?

Das Wort „Redewendung“ auch einfach: wörtlich genommen. Die geläufige
Rede gewendet, die gewohnte Redeweise, Redensart – in ganz andere Rich-
tung, Kurve bis Kopfstand.

Auf den / Bahnsteigen / immer diese // Zugluft!

Oder hier:

Schreberland // Felder streifen / den Himmel lang / da hält der Weg / ein
Gartenstück / da hat sich einer / sein grünes Glück / mit viel Liebe / und
Stacheldraht / eingefriedet.

Wir sind auf den Leim gegangen, Schreberidylle? Der schöne Schein ist
futsch. Friedland ist Grenzgebiet, unsicheres Terrain, Niemandland.
Realität ist hässlich ausgebrochen, wie ein Triebtäter aus der Therapie.

Friedensfalle. Oder: Sauber ist doch = gut! Sauberkeit – speziell eingesetzt kann so ein gutdeutsches Wort pervertiert zur Säuberung werden.

Vertraute Bilder

Der Weg am Wald und Wiesenrand – das klingt vertraut, harmonisch auch durch den Anreim und auch hier nach gewohnten Waldwegen der dichterische Schritt ins Surreale:

Grünstreifen // Den Weg am / Wald und / Wiesenrand / lauf ich / am liebsten / weil: / da scheint / die Sonne / mir am / grünsten!

Auf dem heimsprachlichen Gelände kann kurz schräg angegangen bis umgeworfen werden, weil die „Muttersprache“, der doch ganz kindlich zu trauen ist, sich als janusköpfig erweist. Falschgeld. Lug und Trug, Lüge und Betrug. Täuschung. Und hier eben in die grüne Falle gefallen.

Erzählende Anfänge

Sind auch schöne Türen, ins Gedicht, reinziehende. Wir bekommen etwas erzählt und wer hört denn nicht gern Geschichten.

Außerhalb 17 // Als ich in das Haus aufs / freie Feld gezogen bin, / gab es keine Straße und / keinen Straßennamen also / und keine Nummer. / Die Behörde gab mir ganz / behördlich und schriftlich: / **Außerhalb 17** und ich / schrieb zurück: Ich nehme / die Adresse an, danke sehr. / Wenn ein Brief herfindet, / freut mich das immer und / es beruhigt mich auch, dass / irgendwo da draußen die / anderen 16 sind – bei mir.

Harmonie

Zur Erzeugung von Harmonie ist der Reim ganz fein! Ein Schein, ein Bann, ein Fluch, der liegt, Glück und Verdammnis, Dunkelheit, Liebe, etwas, das fliegt. Ein gern genommenes Instrument, einsetzbar im dichterischen Gewerbe: lockender Klang, etwa ein Gleichklang? Erst die spürbare Spannung, kommt es zur Erfüllung? Kann es dies Geschenk geben!? Und dann kommt die Befriedigung sang- und klangvoll an.

Der Reim macht griffig, eingängig, ohrschlüpfrig, und er macht das Gedicht, den Streifen Text fester und (zauber)formelhaft, kompakt. So scheint das Geschriebene natürlich richtig, dichtig, gewichtig, weil wo sichs reimt, weniger der Zweifel keimt. Gefühlte Stimmigkeit. Und was sich reimt, scheint weniger gemacht als gefunden – eine Harmonie der sprachlichen Natur, ein sinfonisches Paar, das im unendlichen Raum der Wörter so gut wie vorherbestimmt, füreinander vorgesehen war. Passt doch der Deckel auf den Topf, der Kopf auf den Körper, Frage und Antwort, Sang und Klang, vor und zurück, passt!, erfüllt sich Sehnsucht, es kommt bestimmt: das Glück. Unreine Reime, Dissonanzen versprechen durch Reibung weitere Anziehung, die Harmonie am Horizont.

Also ein wirksames Werkzeug in dem Job des Dichtens, wenn man seine Einsatzmöglichkeiten und Gefahren kennt, was nicht viel hilft, manchmal. Autoharmonische Verführungsgefahr! Eigendynamik hat die Reimerei, einmal damit angefangen, hört sich's schlecht wieder auf – treibt „es“ das Gedicht laut-kopulierend voran, findet sich wie magnetisch das nächste Passwort, riecht der Dichter schon fast, erspürt das nahe Trüffelwort.

Ich habe gehört, Derek Walcott (karibischer Dichter mit Nobelpreis) habe mal gesagt:

Wenn du ein Gedicht mit Reim hast, dann musst du sehr genau sein mit deinen Worten und Gedanken, weil du bist noch nicht am Ende mit deinem Gedanken, aber: Der Reim kommt! Der Reim kommt!

Und, auch immer zu fragen, ist er hier sinnvoll, notwendig, der Reim? Stärkt er den Text, fordert das Gedicht, was der Reim gibt, geben kann oder verziert er, dekoriert mehr, ist verzichtbar? Vorsicht Kassenware, griffbereit. Seine Verführkraft ist groß, was sowohl Dichter, Slammer betrifft

als auch das Publikum – es wird zum Schlucken animiert. Ein wirksamer Stoff, sein Suchtpotential erheblich: die schnelle Befriedigung, die greifbare Brücke über jeden Bruch, für scheinbar Unverbindliches – aber was für ein Klebstoff, Kitt! mit Täuschungskapazität. Und auch in der Werbung genutzt.

Schlagwörter, Fachwörter

Fachwörter, technische oder sportliche, zum Beispiel die aus der Fußballsprache, öffnen, weil so gängig und im Klein- und Großgruppenegebrauch also populär, auch die Türen der Gedichte. Spielwörter: Mittelfeld, Sturm- spitze, Feldvorteil.

Mittelfeld // Ich spiele / im Mittelfeld / wenn mich wer / fragen würde / wo ich spiele / würde ich sagen / Mittelfeld / und nur für mich / noch dazu: / eigentlich Sturm.

Dann aber kann im Gedicht die Öffnung zum ganz großen Schauplatz kommen, Aussicht aufs Spielfeld: das Leben. Viele Methoden, Techniken für gelegte Zugänge! So sportlich, jetzt noch ein Dreisprung:

Von Malkowski – zu Freud – zu Beuys

Also ein fast erregender Moment intensiver Wahrnehmung – eine gefühlte Wirklichkeit!? Die der Künstler herstellt, aus seiner erlebten „Erscheinung“ heraus. Wiederbelebung? Erhaltung eines Moments der Schönheit, der

Sicherheit, der Zartheit, der Versuchung. Sollen wir sagen, so in Richtung Joseph Beuys: Jeder Mensch auch ein Kind?

Und die Chance, in und mit der Poesie: groß und stark wie ein Kind zu fühlen, im Primärprozess, sagen die Analytiker, mit wilden Wünschen und den dazugehörigen Bildern. Sicheres Fühlen! Von gut, von behütet, beheimatet! Nicht nur sehen, sondern das Objekt auch zu riechen, fast schmecken, lecken, es lustvoll empfinden als: vorhanden. Echt. Gefühlt wirklich = wahr. Und: Es ist mein Erleben!

Also Kindfrau, Jungmann sein können und bleiben. Und das sind die verführerischsten, für die anderen „ganz Erwachsenen“. Die Erfahrung, eine schöne Reife + den kindlichen, noch unbeschwerten Mut, den Kinderglauben, meist abwertend gebraucht – blanker Neid! Alles geht, noch. Das kann in der Liebe wie in der Kunst erfahren werden. Wunschwirklichkeit!

Sigmund Freud in „Totem und Tabu“ dazu: „Nur auf einem Gebiete ist auch in unserer Kultur die „Allmacht der Gedanken“ erhalten geblieben, auf dem der Kunst. In der Kunst allein kommt es noch vor, daß ein von Wünschen verzehrter Mensch etwas der Befriedigung Ähnliches macht – und daß dieses Spielen – dank der künstlerischen Illusion – Affektwirkungen hervorruft, als wäre es etwas Reales. Mit Recht spricht man vom Zauber der Kunst und vergleicht den Künstler mit einem Zauberer.“

Und da denkt man weiter an Joseph Beuys und „*Jeder Mensch ist ein Künstler*“, den Satz, den er aber für völlig missverstanden hielt, so oft er zitiert würde. Er beziehe sich doch „auf die Umgestaltung des Sozial-Leibes, an dem nicht nur jeder Mensch teilnehmen kann, sondern sogar teilnehmen muß, damit wir möglichst schnell die Transformation vollziehen.“ Also in seiner Theorie der „sozialen Plastik“ könne jeder Mensch durch kreatives Handeln/Wirken zum Wohl der Gemeinschaft beitragen.

Joseph Beuys: „Also wenn da steht, jeder Mensch ist ein Künstler, ist das nicht eine Tatsache, von der ich annehme, man müsse daran glauben, sondern das Ergebnis meiner Arbeit.“ Eben für die soziale Plastik, der Mensch als kreativ formender, umgestaltender Teil der Gesellschaft.

Aber dass dieser Satz so viel und so gern missverstanden wurde, spricht das nicht für den Wunsch jedes Einzelnen nach künstlerischer, „wundervoll“ wörtlich genommen, wunder-voller Erfahrung, dem sinnlichen Erleben von AußerGewöhnlichem? Und dann sind wir jetzt einfach so frech und hören den Satz so, wie wir das hören wollen, hier in diesem Kontext. Brauchbare Sätze! Werden einfach für voll genommen.

Den Moment intensiver Wahrnehmung – eine gefühlte zauberhafte Wirklichkeit!? Wenn die der Künstler wieder herstellen kann, aus seiner erlebten Erfahrung, Erscheinung – dann macht doch der Leser, Hörer, statt Konsument von Kunst zu sein, das auch im Prozess des Öffnens des Raumes? Er geht hinein, er will sich dem Erlebnis aussetzen, ist aufnahmebereit! Dann handelt er doch in seiner Bereitschaft zur „Aufmerksamkeit“, auch der eigenen Öffnung, er handelt und erlebt! – sagen wir dramatisch: lebendig am eigenen Leib, was Poesie kann. Also ist er doch in einem kreativen Prozess, er stellt doch für sich das Erlebnis des Künstlers wieder her, der Wirkstoff wird frei, er trinkt von der Liebe, er trinkt von der Lust, der Empfindung – er samplet den Song des Artists, in his own way.

Und so sind wir doch damit auch auf der Linie von Joseph Beuys: wenn wir über eine poetische Wirklichkeit sprechen, eine Wahrheit, auffindbar, ein weder politisch noch kapitalistisch missbrauchbarer, korrumpierbarer Wert, brauchbar in der sozialen Bewegung. Weil sie, die Poesie, auf etwas Gutes, Schönes, Schützenswertes zeigt? Für das es sich zu kämpfen lohnt. Eine poetische Infusion stärkt das Immunsystem gegen das Böse, das Hässliche, das Habgierige, Gewalttätige, das Zerstörerische – allen macht- und profitgeilen Übermächten zum Trotz. Das Gedicht stärkt: die Widerstandskraft.

Damit bergen Gedichte also eine kostbare, weil nicht berechenbare, unschätzbare Fracht! Das Unkapitalistische ist eben auch ihr Kapital, wertlos für die Billigproduktion, zu sperrig für Massenware, für den

einzelnen Menschen brauchbar und Gewinn bringend, aber nichts Vielversprechendes, Investitionen Lohnendes für Multis und Konzerne: die Poesie.

„Die Begabung des Dichters besteht mit anderen Worten darin, das Ungeöhnliche im Gewöhnlichen zu sehen, nicht das Gewöhnliche nur ungewöhnlich auszudrücken.“ Gregor Dotzauer im 2016 im Tagesspiegel, ein Jahr nach Jan Wagners Leipziger Buchpreis für einen Gedichtband. Was ich sage:

Schreibkraft // Nicht die / schweren Wörter / suchen, die / einfachen finden!

Und dazu der Künstler und Illustrator Christoph Niemann im ZEIT MAGAZIN:

„Die Einstiegsdroge ist nicht, Kunst zu schaffen, sondern Kunst zu erleben: ein Bild zu sehen, ein Buch zu lesen oder Musik zu hören – Werke, die etwas ausdrücken, das man immer gewusst hat, ohne dass es einem klar war. Die ganze Welt erklärt (oder noch besser: auf den Kopf gestellt) zu bekommen, indem man ein paar Striche auf einem Stück Papier ansieht – etwas Großartigeres gibt es nicht.

Wenn Kunst zu erleben schon so irre ist, wie toll muss es sein, das Zeug zu MACHEN?